

(Nachdruck verboten.)

101

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

Lolette wollte etwas erwidern, besann sich aber zur rechten Zeit. Sie begriff, daß der Mann für sich sprach, für sich sprechen mußte, wie die Dinge nun einmal lagen. Auch fiel es ihr nicht im Traum ein, den alten ehrlichen Kerl für die Sünden ihres Liebhabers büßen zu lassen. Der Küffel, den er bekommen, den hatte ihm ja ein ganz anderer besorgt. Einer, an den er nie und nimmer gedacht hätte, so alt und klug er auch war, der biedere Rentmeister! Fast mußte sie sich in die Lippen beißen, wie ihr Blick nach dem Burschen irrte, der in ehrerbietiger Ferne geblieben war, den Hut in der Hand, mit den Augen den Boden entlang suchend, als gäb' es weit und breit nichts Besseres zu sehen, als dieses Stückchen frühlinggrünen Rasen. Und sie stand da — ungeduldiger, als ihr selbst lieb war.

„Wie viele Reitern hat er denn gekauft?“ Es war nur eine Frage, aber sie setzte den alten Beamten wieder in all' seine Rechte ein, so huldvoll, so selbstverständlich, daß dem Rentmeister im Augenblick alle Sorgen von der Seele wichen.

„Drei hätten wir nötig, wenn Euer Gnaden gestatten!“
„Nehm' er gleich vier! Sind sie auch gut?“ fragte sie wie nebenbei. Ihr Blick ging zur Seite, aber ihr Herz begann wieder rascher zu pochen.

„Beig' mal her!“ rief der Rentmeister den Burschen an. Und er schritt heran, nicht zu rasch, nicht zu langsam, machte eine Verbeugung, die nicht allzu tief war. „Als wär' er mein Verwalter!“ dachte Lolette verblüfft. Aber wie er da stand: hoch, jung und tannenschlang, ein ganzer Mann, obwohl es vielleicht noch nicht allzu lang her war, daß der bräunliche Flaum um seine vollen Lippen sproß, ging etwas ganz Eigentümliches von ihm aus; etwas, das auffiel und nachdenken machte, ob man wollte oder nicht.

Mit einem leichten Ruck hob er seine Last von den Schultern und ließ die Siebe knapp vor der Schlossherrin zu Boden rasselnd, scheinbar ganz beim Geschäft und ohne einen Blick nach rechts oder links, obwohl der kleinste und reizendste Fuß im aierlichsten Halbschuh vor ihm den Rasen durchwühlte und ein molliges Wätschchen den Saum des seidenen Kleides gerade so hoch hob, daß man das Spitzengeriesel der batistenen Dessous (Unterkleider) sehen konnte und den duftigen Schleier, den diese Spitzen so kokett über Rüst und Knöchel legten.

Lolette war sich ihrer Schönheit bewußt, und das tägliche Einerlei ihres Lebens brachte es mit sich, daß sie nicht viel danach fragte, wer diese Schönheit bewunderte, wenn sie nur bewundert wurde! Mit einer gewissen Eifersucht überwachte sie diese stumme Huldbigung, die ihr alle Blicke sollten, jedes Mannesauge entgegenzutrag. Graf oder Bedienter, Bettler oder Beamter — ihr war es einerlei. Der Mann mußte vor ihr kapitulieren! So wurde ihr, was erst nur ein gelegentliches Spiel gewesen, mit der Zeit ein tägliches Bedürfnis. Selbst die bewundernden Globaugen der Bauernjungen machten ihr Spaß, wenn sie allabendlich durchs Dorf schritt. Und der!

Als ihn vormittags ihre Hunde bedrängt, hatte er ihr einen fast feindseligen Blick zugeworfen. Nun schien er sie überhaupt nicht zu sehen. Oder war es bloß die Hast, ein Geschäft zu machen? Allerdings — wer weiß, wie lange der arme Kerl nichts gegessen! Sie war es gewohnt, seinesgleichen an ihrem Tor betteln zu sehen, ob man nun etwas von den Deuten kaufte oder nicht. Wer weiß, vielleicht hätte auch er um ein Stück Brot oder einen Teller Suppe gebeten — da fuhren ihre Hunde auf ihn los. Und nun meinte er vielleicht, daß es absichtlich geschehen. Es gab ja allerhand Bräuche auf so einem herrschaftlichen Schloß!

Der Rentmeister ließ sich ein Sieb nach dem anderen reichen, untersuchte, feilschte, konnte nicht recht schlüssig werden. Plötzlich beugte sich Lolette und griff aus Geratewohl ein Sieb heraus. „Das — nicht?“ Sie dehnte die Worte. Denn — du lieber Gott! Was verstand Lolette von Futterleben? Wenn sie nicht gerade ein Loch hatten, andere Unterschiede blieben ihr fremd.

Die Lippen des Burschen kränkelte ein spöttisches Lächeln. „Das wär' grad das schlechteste!“ Und ohne erst ihre Antwort abzuwarten, nahm er ihr das Sieb aus der Hand.

„Ach —?“ Sie wollte nach einem anderen greifen. Da geschah es! Ihr Kopf fuhr hinunter, der seine wieder herauf... es waren nur zwei Blicke, die sich da kreuzten, aber diese Blicke hießen Mann und Weib!

„Gefall' ich Dir nicht?“ fragte ihr kokettes Lächeln. Auch in seinem Aug' glomm etwas auf, züngelte sie an wie eine Flamme aus heißen, dunklen Tiefen. Aber gleich darauf zuckte wieder der Spott um seine Lippen. Derselbe Spott wie früher. „Das wär' gerade das schlechteste!“ hatte er von den Sieben gesagt. Nun schien er es von ihr zu denken. Ach so... Er hatte sich also schon einiges erzählen lassen? Sie fühlte, wie sie langsam rot wurde; bis an die feinen, goldenen Schläfenhaare.

So ein — Kerl von der Straßel! Sie biß sich in die Lippe, rechte sich hoch. „Also — also Rentmeister!“ Ein Zug indignierter Langweile legte sich um die blühenden Lippen. Zugleich ließ ihre Hand den Rodsaum fallen.

„Kostet?“ fragte der Beamte. Der Bursche nannte den Preis. Dabei blühte er sich schon wieder nach seiner Last, zog die Leine fest, die sie zusammenhielt. Wie bald, und er würde dort wieder hinausschreiten und verschwinden, von der Landstraße verschlungen. Einer mehr, der sie verachtete.

Ein wilder Trotz häumte sich in ihr auf. Die blinde Begier einer großherrlichen Laune. Den da haben, jeden Tag und ihm jeden Tag den Herrn zeigen! Jeden Tag, den Gott vom Himmel gab. Da war er ja wieder, ihr Gedanke! Der Gedanke, den sie — klipp — klapp, so rasch über die Treppe herabgetragen! Aber diesmal war noch ein anderer Nitzel dabei. Der Haß des beleidigten Weibes. Wirklich nur der — Haß? „Ich hab' wieder meine Bapeurs!“ dachte sie erschauernd. Nun ja, die Bäume blühten und der Frühlingsturm ging über sie hin.

Unterdes hatte der Rentmeister denbeutel gezogen. Nun zählte er das Geld in die Hand des Burschen, schön langsam, Groschen um Groschen. Sie wartete, bis er damit zu Ende war.

„Ach, Rentmeister, da fällt mir gerade ein —“
„Befehlen?“ Die Augen des alten Dieners leuchteten sie wieder an, ganz Treue und Ergebenheit.

„Den zweiten Reitknecht möcht' ich auch gern weg haben.“
Aber der Rentmeister war seiner Sache noch nicht ganz sicher. „Wenn Euer Gnaden es dem Herrn Verwalter intimieren wollten?“ meinte er vorsichtig. Der Unterweger war ja noch immer da! Und schon hing die Frühlingnacht über den Bäumen. Der Rentmeister dachte in diesem Punkt genau wie der alte Breiner.

Lolette zog die Stirne kraus. „Ich sag' es ihm, weil ich den Verwalter noch heut' entlasse!“

Der Reitermacher war gerade daran, seine Last wieder auf die Schultern zu heben, als Lolette dies sagte. Und plötzlich sah sie, wie seine braunen Hände zu bebem begannen, sein Blick mit einem jähen Aufschrecken über ihre Gestalt hing. Zwischen den langen Lidfransen hervor sah sie es, ohne daß er sich beobachtet glaubte. Also hatte sie richtig geschlossen! Auch diesem Fremden hatte man schon von dem allmächtigen Verwalter erzählt.

Nun ließ sie ihn vor dem Fremden fallen, warf ihn gleichsam weg, selbstherrlich, achtlos. Und der Fremde stand da und freute sich heimlich darüber. Sie sollte es nicht merken — und doch! Seine Hände zitterten, seine Wangen begannen aufzuquellen, wie früher die ihren. Warum?

Der Rentmeister verbeugte sich. „Werd' es besorgen, Euer Gnaden!“

„Aber sofort!“ befahl sie. Und schon eilte der alte Diener den Ställen zu. Er wünschte sich selbst nichts Besseres. War dieser zweite Reitknecht doch in allem die Kreatur des verhassten Günstlings.

„So weit wären wir“, dachte Lolette. Sie seufzte auf. „Entlassen ist einer bald. Aber, ob etwas Besseres nachkommt?“ Sie sprach es wie vor sich hin. Aber ihr Blick ging dabei den Burschen an und seine Hände bebten aufs neue.

„Euer Gnaden haben doch das Recht der Gefinde-
stellung!“ erwiderte er gemessen.

„Ja“, lachte sie kurz auf. „Das heißt, ich kann so und
so viel Bauernbengel aufmarschieren lassen und einen davon
zurückbehalten. Aber das sind ja wieder nur meine Leut’.
Und die kenn’ ich!“

Der Bursch schlug die Augen zu Boden, wippte mit der
rechten Fußspitze eine Weile im Rasen hin und her. „Wenn
ich Euer Gnaden jemanden wüßte —?“ Er sprach es leise,
zögernd, die Miße in der Hand. Aber nun zuckten auch
seine Rippen, und wie er da stand, schien er nur auf eines zu
warten. Oder täuschte sie sich?

„Ja, wenn er gleich selbst dableiben könnt“, lächelte
Lolette mit einem langen Blick an ihm hinab. „Er hätte
so — beiläufig — das Exterieur!“ Und ihre leichtgeschürzte
Oberlippe hob sich, die kleinen Zähne bligten auf. „Hab’ ich
Dich?“ Es war die satte Genugtuung befriedigter Eitelkeit.

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen. Nur ein paar
Sekunden, aber ihr schien es plötzlich sehr, sehr lang. Wenn
er am Ende doch „nein“ sagte? Warum sie sich das nicht
mehr denken konnte? Dort kam der Rentmeister wieder aus
dem Stall zurück. Sein fester, ehrlicher Mannesschritt machte
sie erröten. Nein, ein zweitesmal würde sie das nicht sagen.
Vor dem alten Walker nicht!

Da hob der Bursch den Blick. „Wenn das Euer Gnaden
Ernst ist?“

„Gätt’ ich’s sonst gesagt?“ erwiderte sie, selbst über die
Ruhe staunend, mit der sie es sagen konnte. Aber nun galt
es ja, die Herrin zu zeigen! „Also. Er wird einer von
meinen Leut’n?“

Da beugte er sich über ihre Hand und küßte sie.
Als der Rentmeister herankam, lachte ihm Lolette in
gnädigster Laune entgegen. „Daß’ er sich den Handschlag
geben, Rentmeister! Da steht mein zweiter Stallbursch!“
Sie nickte noch einmal zurück und trat in den Park. Sie
wußte, daß der Verwalter sie dort auffuchen würde, dort
auffuchen mußte, damit das Letzte endlich ausgesprochen
werde.

„So — so?“ sagte der Rentmeister. Er war doch etwas
verblüfft über diesen Streich seiner Herrin. Weil es aber
ein Streich war, der den Unterweger traf, konnte es ihm
recht sein.

Auch der Bursch schüttelte sich wie ein Erwachender.
Träumte er, oder —? Und doch war nicht mehr geschäh’n,
als er gewollt hatte. Er nahm die letzten Reitern auf, die er
verkauft hatte, und ging festen Schrittes den Ställen zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

8]

Der Spiritusgeruch der Politur, mit der er den Lappen
fränkte, mochte ihn an das Verbot der Meisterin erinnern, das den
Alkohol verschonte: er suchte unter den von der heruntergelassenen
Politur schmückig überkrusteten Flaschen auf dem Fensterbrett und
schwankte eine davon, die ganz hinten in der Ecke gestanden, eine
saubere, dunkelgrüne Weinflasche, gegen den Werkgenossen:

„Prost, Paul, trinken wir amal!“

„Ja“, staunte der, „hebt macht sich der Mensch schon über a
Politurspiritus!“

Der Joseph lachte:

„Gat sich was mit Politurspiritus! Da, riech!“

Und er hielt dem Burschen die Flasche dicht unter die Nase.

„Nu, das laß od die Mutter sehn, die wird Dir heemleuchten!“

Der Geselle lachte höhnisch und nahm einen tüchtigen Schluck.

„Wenn ich mir heemleuchten laß!“

„Auf der Stelle schmeißt sie Dich aus ’m Hause!“

Wieder antwortete das höhnische Lachen.

„Die wird sich hüten!“

Paul staunte den Genossen an: Was hatte denn der heute?

Der tat ja gerade, als wenn er die Mutter kommandieren könntel
Daß er sich nur nicht täuschte! Die wäre gerade eine, sich komman-
dieren zu lassen.

Bedenklich schüttelte er den Kopf und warnte:

„Lern Du od erst die Mutter kennen!“

„Die kenn ich jezt, verlaß Dich darauf!“

„’s scheint doch nich, sonst küßte Dich nich so gemausig machen!“

Der Joseph lachte und reichte dem Burschen die Flasche;

„Wälste ooch ’n Schluck?“

„Geh’ mir weg mit dem Zeug!“

„Du fürchtest Dich wohl, Du Mutterjöhndel, hä!“

„Nee, aber Schnaps mag ich nich!“

„Na, na! Das ist bloß Weil Du ’n nich kennst. Dein Vater
hat ’n ju ooch gern gemocht!“

„Was Du schon von meinem Vater weißt!“ lachte der Paul
gleichmütig.

„Vielleicht mehr als Du!“

„Gelt, Joseph, Du tußt mir den Gefallen und mährst nich
asu tumml!“

Der Geselle laute an seinen Lippen und neigte sich, um das
pffiffige Lächeln zu verbergen, über das Kommodenblatt, dem er
die letzte Politur zu geben im Begriff war: Nur nicht zu viel
sagen! Nur nicht sich reizen lassen und etwas verraten! Das
kam immer noch zurecht, ganz zulezt, als Abchluß, als Rache
für den armseligen, elenden Mann, den er am Sonntag kennen
gelernt hatte, und als Rache auch für das, was sie ihm angetan
hatte mit Befehlen und Kujenieren.

Unterdessen hantierte die Meisterin in der Küche, die Lippen
noch fest zusammengekniffen und das Gesicht blaß vor Aufregung,
daß ihm selbst die Herdglut keine Farbe zu geben vermochte.

Aber die Töpfe, Schüsseln und Zeller bekamen ihren Zorn
nicht zu fühlen, daß sie rasselnd und klirrend etwas zu reden
gehabt hätten miteinander über die Zornige. Gleichmäßig und
sicher wie immer wurden sie auf dem Herd und dem Küchentisch
hin- und hergeschoben, hier hingestellt, da hingesezt, wie es nötig
war, und nicht einen Augenblick fand einer Zeit und Gelegenheit,
der Frau den Schabernack anzutun, etwas überlaufen oder an-
brennen zu lassen. Die strenge Hand übte festes Regiment auch
unter ihnen.

Und doch ging das Blut der Frau in heftiger Erregung, und
die Gedanken schossen in ihrem Kopf hin und her wie eine Schar
aufgeschreckter Vögel.

Nicht der Widerspruch des Gesellen allein war es gewesen, was
ihr den Zorn in Hirn und Herz gejagt hatte; der wäre vergessen,
wenn sie gefühlt haben würde: das ist nur schnell verfladerndes
Aufbegehren, nur augenblickliche Auffässigkeit gegen das Regiment
eines Weibes. Aber sie wußte: dies Widersprechen wurzelte tiefer!
Es war in der neuen Woche schon das dritte Mal, daß der Joseph
ihr so entgegengetreten. Und in den Falten auf seiner Stirn, in
dem glimmernden Leuchten seiner tückischen Augen, in dem höhni-
schen, nur halb in den Mundwinkeln und geblähten Nasenflügeln
versteckten Lächeln, das ihr ganz besonders widerwärtig war, lag
ein böses Drohen. Sie ahnte, daß zwischen ihr und dem Gesellen
ein Kampf sich zu entspinnen beginne, der sie alles kosten konnte,
was sie mühsam sich aufgebaut hatte in Jahren.

Sie hatte doch viel zu ringen gehabt im Leben, und bitter schwer
waren alle ihre Kämpfe gewesen; Mut und Vertrauen zu sich selbst
hatten sie aber immer erfüllt. Zum ersten Male zitterte sie vor
einem Kampf, den sie nicht einmal deutlich vorausah wie sonst
immer. Nicht wie ein Sünder zittert vor dem Gericht, das ihn
allen Kniffen und Schlichen zum Troß doch ereilt. Sie wußte von
keiner Schuld, alles was sie getan, um ihres Kindes und seiner
Zukunft willen getan, war nur geschehen, weil es notwendig war,
wenn nicht Schwachheit und Laster triumphieren sollten. Vor
jedem wollte sie bestehen, wer immer auch meinen sollte, sie zur
Rechenenschaft ziehen zu dürfen, Menschen oder Gott.

Aber sie war schwach geworden in den Jahren seither, körperlich
und geistig. Diese schrecklichen Magenkrämpfe, die nun schon jahre-
lang sie quälten und wohl ein Erbe waren jener an Sorgen,
Kummer und Entbehrungen reichen Zeit, nahmen ihr alle Kraft.
Früher hatten sie sich nur eingestellt, wenn sie, was freilich häufig
genug geschah, wieder einmal recht tüchtig Aerger gehabt hatte;
dann waren sie öfter und öfter gekommen, auch ohne äußere Ver-
anlassung, und jezt konnte sie sich kaum noch von einem Anfall
zu andern erholen. Selbst wie eine Zitrone sah sie oft aus, und
der Sanitätsrat Hartung in Alt-Heinriclau, den sie vor Jahren
einmal um Rat gefragt, hatte gemeint: vielleicht seien es Gallen-
steine.

Nun war dieser merkwürdige Knoten in der Magengegend noch
dazu gekommen, der so sehr schmerzte, und ihr war, als würden
ihr die Kleider zu schwer, als beengte sie jeder Rock, und dabei
trug sie schon aalle Röde so lose, daß sie oft meinte, sie müßten ihr
vom Leibe fallen.

Wenn nur wenigstens dieser Widerwille gegen alles Essen nicht
gewesen wäre. Sie konnte den ganzen Vormittag herumwirt-
schaften, ohne daran zu denken, daß sie noch nüchtern sei, und
beim Mittagbrot würgte sie auch nur ein paar Wiffen herunter,
bloß damit das Kind einen Namen habel. Und alles in Eile,
auf dem Sprung, wie die Kinder Israel beim ersten Passahmahle
in Aegypten. Früher, als es ihr noch schmeckte und sie gern noch
etwas gegessen haben würde, war ihr wenig Zeit zum Essen ge-
blieben; heute, da sie sich Zeit nehmen konnte, war sie die Gast
schon so gewöhnt, daß sie’s gar nicht mehr anders vermochte.
„Wie einer ist, so arbeitet er auch!“ pflegte sie zu sagen.

Sie war eine harte, fast asketische Natur, der alle leiblichen
Genüsse sehr gleichgültig waren; je mehr sie aber ihre Kräfte
verfallen fühlte, um so öfter beschäftigte sie sich mit den Zuständen
ihres Körpers, und oft besiel sie eine heimliche Angst, wenn die
Leute sie anriefen: „Nee, nee Meistern, bei Ihnen schlägt ooch
richtig nicht an, Sie werden ja alle Tage magerer! Wie a Sechs-
dreier-Schimmel!“

Sie wußte: wenn heute ein Kampf über sie hereindrücke wie
jener vor zwölf Jahren, sie würde ihn nicht mehr mit der selben

finsternen Entschlossenheit, nicht mehr mit der gleichen zähen Kraft durchsetzen können wie damals.

Und wenn nicht, was dann?

Heute war ihr zur Gewissheit geworden, daß ein solcher Kampf ihrer wartete, und krampfhaft ballte sie die Fäuste, bis sie die Zähne zusammen, als wollte sie schon jetzt alle Kräfte zusammenraffen für das neue Ringen.

Die Meisterin hatte es im Leben schon erfahren, daß es Menschen gibt, die man noch lieber im Zorn als in übergroßer Freundlichkeit sieht. Sind sie voll Gift und Galle, so zeigen sie offen ihre wahre Natur, und man weiß, wessen man sich zu versehen hat; ihre Freundlichkeit aber ist nie ohne eine böse Absicht, die am liebsten überfällt, wenn man es am wenigsten vermutet. Ein solcher Mensch war auch der Joseph.

Wenn es in seinen Augen listig-freundlich aufglommte, wenn sein Wesen eine lakonartige Geschmeidigkeit annahm und sein Neben honigsüße Liebesswürdigkeit wurde, dann lief der Frau jedesmal ein Schauer über den Rücken, und mehr noch als sonst hüllte sie sich in eiserne Zurückhaltung.

Daß die rasche Wandlung aus zornigem Aerger in schnurrende Freundlichkeit, die der Geselle heute bis zum Mittag hinter sich gebracht hatte, nicht ohne Ursache war, wußte die Meisterin sehr wohl, und sie wartete nur darauf, daß sie sich ihr offenbarte.

Ihre Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt.

Am Nachmittag kam der Winkler-Lauer aus Rättschen, um das letzte Stück der Ausstattung seiner Tochter abzuholen. Paul begleitete ihn, die Aufstellung der Möbel, die alle unter seinen Händen gewesen waren, zu überwachen und noch einmal bei jedem Stück nachzusehen, ob alles in Ordnung sei.

Joseph hatte eigentlich mit sollen, da er aber keine Anstalten dazu machte, auf Fragen auch keine rechte Antwort gab, fuhr Paul allein mit. Der Joseph sollte nur nicht etwa denken, daß er ohne ihn nicht fertig werden könnte! Kaffee und Kuchen, die nach altem Brauch im Hochzeitshause seiner warteten, würden ihm auch ohne die Gesellschaft des anderen schmecken, da war er viel zu sehr ein Freund solcher Süßigkeiten.

Sie saßen beide in der Küche, die Meisterin und der Joseph, und tranken ihren Kaffee. Sonst hielt er die kurze Weiser immer in der Werkstatt, heute kam er herüber, weil er so ganz allein sei drüben.

Die Frau nickte nur stumm und setzte den Kaffeetopf vor ihn hin. Dann hantierte sie am Herd weiter, die Frauen dicht zusammengezogen, die Lippen fest aufeinandergepreßt.

(Fortsetzung folgt.)

Typisches im Pariser Stadtbild.

II.

Dann die Seine. Sie ist die Spree — nur etwas breiter, etwas lichter, scheinend weit mehr von Fabrikabwässern verschont und in der Farbe durch das blasse Blau der Pariser Luft und das Grün seiner die Rais und Ufer umkränzenden schönen Bäume angenehm beeinflusst.

Diese langen Raimauern, eine sonst so öde Sache, sie sind hier nicht tot, im Gegenteil mit das Amüsanteste im Stadtbild und allen Fremden eine Quelle der Anregung. Wie unsere Stadtbahnbögen sind sie in kleine Parzellen geteilt und an Bücher- und Bilderhöfer vermietet, deren Kästen mit ihrem miraculösen internationalen Gemisch von alten und neuen Schmälern jedem Zerstreuungsbedürftigen offenstehen.

Von den Bädern, die an den Ufern liegen, sind nur wenige Schwimmanstalten, die meisten dienen zu Warm- und Heilbädern und sind mehrstüdig ausgebaut. Im Schwimmbad aber konnte man sogar etwas von Paris gegen Berlin sehen — in den Farben. Der Fußboden kräftig rot gefärbt, alle Seitenplanen zum Wasser in tiefem Grün, darüber Leinwanddächer, und der Preis, wenn man das Augenzwinkern der Garçons zu ignorieren vermag — 25 Pf.

Die Sternendampfer gehören eigentlich nicht zum Berliner Stadtbild, da sie erst draußen an der Reichbildgrenze austauschen; in Paris hingegen sind die Seinedampfer nicht zu übersehen. Sie fallen durch sehr schönen praktischen Bau auf — messerscharf und lang die Schneide, breit und vielfassend der Bauch, sehr schnell ansahrend und auffallend rasch von einer der bunten Anlegestellen zur nächsten schießend. Man zahlt immer nur seine zwei Sous beim Aussteigen ohne Willkürbelästigung, gleichgültig ob man nur eine Station oder alle zwanzig abfährt. Nur Sonntags verdoppelt man den Preis, von dem Grundsatz ausgehend, für diejenigen, welche zu ihrem Beruf und ständig die Boote benutzen, einen Preis zu ermöglichen, der für Sonntagsgäste, die meist die ganze Strecke bis zur Grenze von Paris fahren, nicht gerechtfertigt wäre.

Es fragt sich, ob in kleinerer Form nicht auch die Spree zur Personenbeförderung benutzt werden könnte; aber die einzige Strecke, die wertvoll und aussichtsreich wäre, die zwischen Bahnhof Friedrichstraße und Jannowitzbrücke, ist durch Schleusen gesperrt.

Man wundert sich, eine bei uns gänzlich verlassene Form des Straßenbahntriebs vorherrschend zu finden: den Dampftrieb. Wir haben dabei die große Last der Lokomotive zu unangenehm empfunden; hier aber hat man verstanden, sie absolut in

den Wagen selbst zu verbauen, so daß sie kaum mehr Platz einnimmt als der Führerstand jedes einzelnen elektrischen Wagens auch. Der Kessel steht in dem Führerabteil senkrecht, die Uebertragungen und Zylinder liegen unter dem Boden des Waggons; das Anfahren geht schnell und die Lärmbelästigung ist nicht größer, als die durch die Arbeit der Akkumulatoren verursachte. Merkwürdig ist uns die Form des Waggons. Ist er ohne Verdeck, so wirkt er in seiner D-Zug-Länge sehr komfortabel; die Regel aber ist der Geschosswagen, bei dem unter „Verdeck“ geschlossen ist. Dadurch entsteht eine nahezu quadratische Form des Waggons, die in schneller Fahrt recht unsicher wirkt. Sie wird erst durch Anhängen eines zweiten Wagens auf ein erträglicheres Verhältnis gebracht. Merkwürdig berührt uns die doch bei uns unbekannt Klasseneinteilung der Straßenbahnen wie Omnibusse in 1. und 2. Klasse. Man hat ursprünglich, wie wir dies bei unseren Automobilomnibussen einführen, die unbequemen Verdeckschläge verbilligt, aus zweifachen Gründen; hier aber sind auch die einstöckigen Wagen sorgsam in leere und überfüllte Abteile geteilt, und damit die Röcke der Erstklassigen nie mit denen der Zweiten in Berührung kommen, sind auf einigen Haltestellen eigens abgeperrte Wartesiege für diese Fahrgäste eingerichtet. Auch die Untergrundbahnen kennen solche Abgrenzungen, die um so sinnloser wirken, als es sich um eine durch selten gute Manieren und Artigkeit ausgezeichnete Bevölkerung handelt.

Noch etwas gibt dem Straßenbild einen sonst nicht sehr merkwürdigen südlichen Zug — der italienische oder römische Karren, der fast ausschließlich als Lastentransportmittel benutzt wird. Ob er praktischer ist als der vierräderige, läßt sich schwer sagen — seiner größeren Gewandtheit im Benden und Biegen stehen die Gefahren des Ueberlappens, der geringeren Belastungsmöglichkeit entgegen; trotzdem sieht man Weinfuhren, deren Ausdehnung in der Länge bei weitem noch unsere vierräderigen Frachtwagen übertrifft. Auf alle Fälle sind sie malerisch mit den mächtigen schweren Rädern und der italienische Eindruck wird erheblich gesteigert durch die Art der Bespannung, die ebenfalls weit eher auf enge italienische Gassen, als auf die breiten Pariser Straßen passen würde. Man schirrt die Pferde fast nur hintereinander ein und geizt nicht mit ihnen. Wie alle Omnibusse, obgleich nicht größer als die Berlins, mit mindestens dreien der starken Tiere bespannt sind, so findet man in langer Reihe zwei bis zehn Pferde (bei Bausteintransporten). Zu der Frage der Räderzahl mag übrigens an eine Aeußerung einer für diese Dinge respektablen Autorität wie Leonardo da Vinci erinnert sein, der sich über die Anordnung des Paares niedriger Räder vor den höheren wundert, da doch die Hauptlast borne ruht und die Anordnung der Räder also umgekehrt sein müßte.

Im Luxembourg. Ich sehe alle diese Schlösser und Brunnbauten gar nicht gern, trotzdem sie nun sämtlich von den Führern der Republik bewohnt und vernünftigen Zwecken zugeführt, doch auch in liberalster Weise zugänglich gemacht sind.

Sie sind es, die noch im Pöbel der Salons und der Gasse, vor allem bei den Vordell- und Hotelbesitzern, den Amüsieretablissemens rüchselige goldglänzende Erinnerungen an die Herrlichkeiten des Waitressenregimes erhalten — sie sind es, die der Republik noch auf lange Zeit die Schaffung eigener prägnanter Ausdrucksform im Pariser Stadtbild verwehren, die diese lebendige Stadt mit toten Stellen durchsetzen. Im Grunde sind sie alle mit ihren wahnwitzigen Raumbemessungen, ihrer sinnlosen Vergoldung große Lügen, einzig gedankenlose unverantwortliche Vergeudung von Volkskraft und Staatsmitteln predigend; und so sorgsam konserviert, wirken sie weiter im Sinne ihrer Schöpfer — während man nunmehr fast das Gegenteil, Ernst und Wirklichkeitsinn auf Schritt und Tritt zu spüren vermeint. Diese übermäßig ausgedehnten Champs Elysées, dieser Jardin de Luxembourg mit ihren Haufen von Marmorfiguren, sie wären nicht sehr bemerkenswert, hätte sie nicht das Volk von Paris okkupiert und so für sich zurecht gestuft, daß sie zum heutigen Paris gehören.

Die mächtigen Vassins — die Pariser Knaben lassen ihre Segelboote darauf kreuzen. In den Laubparien, in denen die Staatskolonnen ihre europäischen Kriege entwarfen, spielt man Tennis und Pololet; aber im vorderen schattigen Teil des Luxembourg bietet sich ein Bild, das der Berliner gern in Berlin aufbaute.

Der ganze Park ist von Generalpächtern mit leichten Stühlen und Sesseln übersät. An jedem Punkt kannst Du Dich hinsetzen und für Deine 10 Centimes sitzen, so lange Du magst und Sonne Menschen und Laubgrün genießen. Unter diesen Bäumen hat man den Rasen entfernt und täglich bilden sich unter den Hunderten von Studenten, Künstlern, Frauen mit ihren Kindern die fesselndsten Gruppen, bis spät mit dem Dunkel der Tombourtwirbel sie auflöst. Bedenkt man, daß dieser große Park im Quartier Latin, dem innersten Stadteil liegt, so begreift man seinen Nutzen für die Bevölkerung. Gäbe es in ihm nach Berliner Art nur die regelmäßigen Bänke, so fänden statt der vielen Hunderte nur wenige eine Möglichkeit, diese Erholungsstätte auszunutzen. So wie sich, trotz aller landrätlichen Strafmandate, die Berliner den Wannseestrand erobert haben, sollten sie auch ihre öffentlichen Gärten ihrem gesunden Bedürfnis anzupassen suchen.

Unmöglich ist es uns, trotz der Fülle großspuriger Imitationen der Kaiserperioden, das Pantheon zu übergehen. Wir erleben hier erst, was Naschdorffs Dom für eine Note verdient — auch gerade vom Verehrer der antiken Baukunst — welcher ein Unterschied zwischen gedankenloser Spielerei mit diesen Bauelementen in schwäch-

ihnen Händen ist, gegen diese Rekonstruktion aus inniger Neigung und Verständnis für Ernst, Charakter und Größe dieser Bauformen.

Trotzdem leidet durch diese zahlreichen Nachahmungen, die fremd bleiben und sich nicht mit der Stadt verschmelzen können, immer theatralisch und unecht wirken, das Stadtbild: — es verliert an Charakter! Diese Maskerade ist sicher mit einer Ursache, wenn der Künstler sich einigermassen geschulte Fremde in Paris zunächst grenzenlos enträuscht und verstimmt wird.

Unsere Hauptarbeit in Berlin wird also stets sein, weitere „Barockpaläste“ nur auf einem der Krone gehörigen Boden zuzulassen; hingegen die bestehenden bei passender Gelegenheit vom Plunder der Barock- und Biederzeit zu befreien und dafür mit dem immerhin wahrhaftigen und ehrlichen Geist unserer Zeit zu erfüllen.

Wenn übrigens der Berliner die Miene des Bekränzten zeigt, daß man in der ganzen Welt sich über seine Stullenpapiere im Grunewald lustig macht, so wird es ihn sicher beglücken zu hören, daß der Pariser es ebenfalls liebt, die Zeitungen, die er als Emballage oder Hofenbodenschoner mitbrachte und ausbreitete, dem Walde als kleine Gegenleistung für genossene Erquickungen zu hinterlassen, und daß so auch die Wälder von St. Cloud und Charenton die Verwandtschaften der großen Völkerzentren ein wenig bestärken.
P. G.

Die Heide blüht. . . .

Das Heidekraut, Jean Jacques Rousseaus Lieblingsblümchen, hat seine violetten, zarten Blüten geöffnet. Es schmückt mit gelbem Saume von Immortellen besetzt, mit Gras- und Steinwiesen, Stabiosen und Glockenblumen die Natur. Kinderhand pflückt daran herum, entreißt ihr auch hier und dort ein Stück Webstoff und macht Kränzchen daraus. Die märkischen Heiden bieten jetzt eine schöne stimmungsschwere Landschaft. Die Heide ist gleichsam ein großer Heidenkirchhof. Nur selten erblicken wir im Weiterwandern ein stilles Gehöft, nur selten ein wallendes Kornfeld, nirgends eine belebte Straße. Die Wege kommen und verlieren sich plötzlich wie Steppensüßhe, man weiß nicht, woher noch wohin sie führen. Die „lieb-grüne Ragelheide“ (Mädchenheide), wie sie lösend genannt wird, ist eine von der Kultur noch reine, unentweichte, ursprüngliche Natur. Darin liegt aber ihr Reiz, ihre bestrickende Schönheit, ihre bezaubernde Romantik. Das Tier- und Pflanzenleben der Heide ist zwar von keiner großen Mannigfaltigkeit, nichtsdestoweniger hat es seine eigentümlichen, charakteristischen Exemplare und Schönheiten. Der Boden ist mit grauen Moosen und Flechten bewachsen, die nach und nach eine dünne Humusschicht über dem dürren Sande gebildet haben, auf der nun die zierlichen Heidepflanzen gedeihen können, die gemeine Heide und die Glockenheide. Wie lieblich sind diese in der Blütezeit, namentlich jene, wenn sie mit ihren zart-rötlichen, dichten Ketzen warme, schimmernde Abendrotfinten über die weite Fläche ausgießen! Zumal am Spätabend, wenn durch Wolkenspalten und dunkles Kieferngehölz die hochroten Strahlen der unter sinkenden Sonne schräg über die Heide blühen, sieht es manchmal aus, als ob diese im brillantesten bengalischen Feuer stände. Ist es nicht, als ob die Heide einen kostbaren Königsmaniell umgeschlagen? So weit das Auge reicht, sanfte, violett überglühende Blumen wagen in der weiten, weiten Ebene. Und dies purpurne Meer gemahnt an die Farbenpracht südlicher Gegenden, das in seiner Großartigkeit und Weite, in die sich ein Tümpel düsteren Ernstes mischt, wie das ewige, heilige Meer fast wirkt. In der Lüneburger Heide ist der hohe, immergrüne, zypressenartige Wacholder ein höchst malerischer Schmuck. Stumm und unbeweglich wie sein Wesen ist, bringt er etwas Feierliches, eine geheimnisvolle Tempelstille, r. r. unterbrochen vom Gezirp der Grillen und vom Gesumme der Wienen, in die wie verzauberte Landschaft. Die Heideblume oder Erica erscheint in den feuchten, moorigen Niederungen längs der Nord- und Ostsee, die sie meilenweit in Purpurschimmer hüllt. Zwischen sie drängt sich Scidels- und Moosbeergebüsch. Die weißen und schönsten Ericaarten für die Gartenkultur bot das Skapland, wie es das Erikahaus des Neuen Berliner Botanischen Gartens in Dahlem zeigt. Eine mit Erica und Immortellen bestandene und mit unzählig vielen kleinen weißen, blauen und gelben Blumen durchsetzte Heidelichtung ist ein köstlicher Naturauschnitt, in dessen blumiges Stilleben das Zirpen der Grillen und die emsige Tätigkeit honigsuchender Insekten Leben und Bewegung bringen. Nach dem leichten Zerbrechen der kleinen Halbfiräuche nannten sie die Griechen ereikein, woraus Erica entstand. In unserem modernen Schrifttum nimmt die Heideschönheit einen breiten Raum ein. Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Prentzen, Almers, Jensen und viele andere preisen in ihren Dichtungen die rosig schimmernde Heide, wenn sie im Sonnenschein daliegt, und wenn der Sturm über sie dahinfährt und Regenschauer den Farbenzauber der Erica zu vernichten drohen. In der Umgebung von Berlin bieten die Heiden nur kleine Flächen, aber sie sind keineswegs reizlos, das auf ihnen erblühte Heidekraut ist von stiller Schönheit. Zur Zeit ihrer Vollblüte eilen die Berliner hinaus, um sie in ihr Heim in den Steinmauern zu holen. Eine Blüte lockt noch schöner als die andere, der Arm wird nicht müde, der schimmernden Pracht zu erraffen. Junge und alte Gesichter neigen sich über die Heideblumen, zarte, schlaffe, weiß umwandete

Mädchenköpfe, Kinder mit vor Eifer erhitzten Gesichtern, junge, kräftige Männer und Jünglinge, alle lassen sich von dem einfachen Zauber der Heideblumen umspielen und pflücken sie. Bei der Zurückkehr der Ausflügler liegt am Abend über den Abteilen der Stadt- und Wanneseebahn etwas Stimmungsvolles. Durch die langweiligen Züge schleicht eine leise Märchentraumerei, wenn Erikabuscheln aus den Gepäckneben herabriden, von Hüten und Schirmgriffen, von zarten Mädchenbüschen und rauher Mannesbrust grühen. Und bei allen Fortschritten der Kultur ist die einfache Erica dem Freunde unberührter Natur die Verkörperung seines Ideals, und bei beginnender Herbstzeit sendet sie ihm einen anmutigen Gruß.
A. W. J. K.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Wie man Kinder badet. Vor kurzem ging durch das „Journal de médecine et de chirurgie pratique“, den „Kosmos“ und andere ausländische Fachzeitschriften die Notiz, in gewissen Gegenden Europas und Asiens bestände die Gewohnheit, Neugeborene einzusalzen. In der Tat bestreuen die Araber, Perser, Griechen, Georgier und Armenier das Neugeborene nur mit Salz, ohne es zu waschen. Bei den Rainoten wird es sofort von Kopf bis Fuß mit einer Mischung von Salz und Pfeffer abgerieben. Die Bergbewohner Tsauriens in der asiatischen Türkei legen das neugeborene Kind sogar 24 Stunden lang in Salz, um seine Haut zu kräftigen. Die Tataren, Kurden und Armenier des Kreises Schoruro-Daralages bestreuen ihre Kinder zwar auch mit Salz, lassen ihnen aber nach Verlauf von zwei bis drei Stunden ein warmes Bad angedeihen. Viele römische Aerzte, so Galen, Moschion und Soranus, empfahlen, das Kind in warmem Salzwasser zu baden; sie folgten damit nur einer altjüdischen Sitte. Nicht es doch Hesekiel 16, 4: „So hat man dich auch mit Wasser nicht gebadet, daß du sauber würdest, noch mit Salz gerieben.“ Auf der Südseeinsel Notuma reißt der Häuptling Gesicht, Zahnfleisch und Lippen des Neugeborenen mit Salzwasser ein, und auf den Philippinen wird dem jungen Regentkinde eine Messerspitze voll Salz in den Mund gestopft.

Daß gerade das Salz so häufig zur Verwendung kam, läßt darauf schließen, daß schon im Altertum auch die Naturvölker den hohen Wert des Salzes wohl erkannten. Führten doch Hermunduren und Chatten, Burgunder und Alemannen blutige Kriege gegen einander um den Besitz streitiger Salzquellen. Homer nannte das Salz „göttlich“, Horaz sang: „Mit wen'gem lebet gut, wem auf bescheid'nem Tische das väterliche Salzfaß glänzt“, und im Neuen Testament werden die Jünger das „Salz der Erde“ genannt. Vielleicht im Anknüpfung an den „Salzbund“ des Alten Testaments ledten die Salzburger Bauern vor ihrer Vertreibung aus der Heimat Salz. Kein Wunder also, daß bei einem so wichtigen Akt, wie es nach alter Anschauung die erste Kindesreinigung war, das Salz nicht fehlen durfte, zumal es vorzüglich geeignet war, das Neugeborene von dem ihm anhaftenden Schleim zu befreien. Von noch weit merkwürdigeren Gewohnheiten als dem Bestreuen mit Salz berichtet Dr. S. Bloß in seinen anthropologischen Studien über „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“. Besonders bei den Germanen herrscht die nicht empfehlenswerte Sitte, die Neugeborenen in kaltem Wasser oder im Fluße zu baden. Das gleiche erzählt Strabo von den Skythen. Dagegen eiferte mit Recht schon der römische Arzt Galen, aber noch Rousseau und der englische Philosoph Locke fühlten sich bezogen, für das Baden im eiskalten Wasser eine Lauge zu brechen. Noch heute waschen die Lappen und die Youmaks, ein Samojedenvolk, ihre Kinder mit Schnee! Die Kinder reicher Indier wurden in Wasser gebadet, in dem vorher Gold und Silber abgekocht worden war, während man in Rom die Kinder mit Wein wusch. Dagegen machte der Arzt Soranus geltend, daß der Wein zu Ausdünnungen und langem Schlaf führe; auch wandte er sich gegen die vielfach herrschende Sitte, die Kinder mit dem Urin eines geschlecht unreifen Knaben zu waschen; ebenso verwarf er mit Galen das (Waschen) Abreiben der Haut des Kindes mit dem Pulver getrockneter Myrtenblätter und der Galläpfel.

Merkwürdigerweise verkennen einige Völker die hygienische Notwendigkeit eines Reinigungsbades und waschen ihre Neugeborenen überhaupt nicht. So werden nach den Berichten von Forschungsreisenden die Hellahinder bis zum dritten Jahre nicht gewaschen. Die Kabylen reiben das neugeborene Kind lediglich an den Gelenken ein, und die Patagonier beschmierern es mit feuchtem Gips. In Kamtschatka wird das Neugeborene mit Berggersteinigt, ähnlich wie es in Neuseeland lediglich mit einem alten Stück Opoffumfell trocken gerieben wird. Das Wasutokind wird, statt gebadet zu werden, von Kopf bis zu Füßen tüchtig mit Fett eingerieben, und das Apachenkind am Rio Colorado wird mit trockenem Sande bepudert. Die Hottentotten schämen als Reinigungsmittel — frischen Kuhmist, während die Indianer in Alaska den — Pferdeharn vorziehen!